

Christian Buder
Die Eistoten

Thriller

Mit einer Krimi-Analyse
der ZEIT WISSEN-Redaktion

Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG

INHALT

DIE EISTOTEN

Teil eins	Böse Zeichen	9
Teil zwei	Die 11	67
Teil drei	Jagd	165
Teil vier	Letzte Dinge	239

ZEIT WISSEN KRIMI-ANALYSE

Fiktion und Realität	296
Glossar	303

*Nicht wie die Welt ist, ist das Mystische,
sondern dass sie ist.*

LUDWIG WITTGENSTEIN

TEIL EINS

BÖSE ZEICHEN

I.

Die eisige Luft stach in ihren Lungen. Ihre Schritte verlangsamten sich, als der Schnee tiefer wurde. Der Schnee lag schwer auf den geduckten Fichten. Ihre Augen brannten von der eisigen Kälte. Sie konnte ihn nicht sehen. Doch er kam näher. Äste brachen unter der Schneedecke. Sie peitschten zurück, und der Schnee auf den Ästen fiel dumpf auf den Boden. Ein Schatten bewegte sich. Wo sie sich auch versteckte, ihre Spuren verrieten sie. Geh nicht allein in den Wald!, hat ihre Mutter ihr immer gesagt. Aber es war nicht ihre Schuld. Geh mit niemandem mit! Gib keinem Fremden die Hand! Keinem Fremden ... »Mama, ich kann nichts dafür. Er war es, er ganz allein.«

Warum hatte sie nicht auf ihre Mutter gehört?

Jetzt war er um sie – der Wald, er hielt ihre Beine fest, erstickte ihre Schreie. Sie kämpfte sich durch den schweren Schnee. Hinter ihr hörte sie schon seinen Atem. Sie ruderte mit den Armen und fiel nach vorn in den Schnee. Zwei, drei, vier Schritte konnte sie die Abstand vergrößern, dann brach sie bis zum Schenkel ein. Eine Latschenkiefer unter dem Schnee. Die Äste verhakten sich an ihren Beinen. Fuß für Fuß zog sie aus dem Schnee. Der Wald hielt sie fest. Sie drückte sich mit den Händen ab, doch ihre Füße klemmten in unsichtbaren Schlingen unter dem Schnee. Die Kälte hatte ihre Finger gefühllos gemacht. Sie schrie. Ihre Stimme steckte im Schnee wie ihre Beine. Er war hinter ihr. Sie drehte sich nicht um. Sie wollte sein Gesicht nicht sehen. Es war bleich und weiß gewesen. Dann diese Augen, die noch schrecklicher waren als der Wald.

Dich gibt es gar nicht!

Dich gibt es gar nicht!

Und der Schnee hielt sie fest, als er seine Hände nach ihr ausstreckte. Ihre Beine gaben nach. Sie fiel kopfüber in den Pulverschnee. Sie schmeckte seinen metallischen Geschmack auf den Lippen. Sie kämpfte sich auf und verlor wieder das Gleichgewicht.

Sie spürte die Kälte des Schnees auf ihren Wangen. Für einen Moment lag sie regungslos da und dachte, dass alles nur ein Traum war. Sie lag zu Hause in ihrem Bett, die Hello-Kitty-Decke bis zur Nase hochgezogen, die ersten Lichtstrahlen kitzelten auf ihrer Nase. Morgen war Weihnachten. Der schönste Tag im Jahr. Unter dem Christbaum lagen schon die Geschenke. Im Haus duftete es nach Zimtsternen und Vanillekipferln. Es war warm unter ihrem Bett. Sie hatte schlecht geträumt. Sie träumte, dass sie durch den Wald rannte. Etwas jagte sie. Sie konnte es nicht sehen. Der Wald hielt sie fest. Es war so schrecklich. Sie öffnete die Augen, dass der Traum verschwand. Als der Traum verschwand, kam der Geruch des Schnees und des Waldes zurück. Hinter ihr knirschte der Schnee. Er war da.

Sie presste ihre Augen zusammen, als sie aus dem Schnee gerissen wurde. Das Wesen war über ihr. Solange sie es nicht ansah, solange war es in ihrem Traum, solange war der Wald nicht, solange war die Kälte nicht, solange waren diese schrecklichen Augen nicht ...

Er war jetzt genau über ihr. Sein Fuß drückte auf ihre Brust, sie wollte schreien, doch ihre Lungen waren zusammengepresst. In ihrem Brustkorb knackte es. Das Goldkettchen mit dem heiligen Christoph an ihrem Hals riss. An ihren Schenkeln lief es warm nach unten. Ihre Hose war nass. Dann blickte sie in diese toten Augen. Sie lag auf dem Rücken. Um ihren Hals legten sich eisige Finger. Sie wehrte sich nicht mehr. Alles war still um sie. In den Wipfeln flüsterte der Wald. Die Stimmen in den Wipfeln flüsterten ihr zu: *Du gehörst uns. Du kehrst nie wieder zurück.* An ihrem Hals fühlte sie die Finger, dann einen Stich. Ihre Arme und Beine gehorchten ihr nicht mehr. Sie waren eins mit den Waldboden. Über ihr der Himmel, dunkel mit Wolkenfetzen.

Die Kirchenglocke drang von weit her durch den Wald. Sie rang nach Atem, doch etwas verstopfte ihre Kehle, warm und klebrig. Sie hustete, je mehr sie aber hustete, desto tiefer floss die Flüssigkeit in ihre Lungen, und dann kam die Kälte. Die Melodie der Glocken verstummte. Er stand nun über ihr. Sie schloss ihre Augen. Das weiße Licht durchdrang ihre Lider. Der weiße Schmerz kroch in ihr hoch. Er würde ihr wehtun, schrecklich weh. Sie folgte seinen Bewegungen, und dann wusste sie, was kam. Doch da war noch etwas anderes. Und es half auch nichts, die Augen zu schließen.

So weit Alice denken konnte, gab es sie schon immer, und sie war schon immer in Hintereck.

Die 682 Bewohner von Hintereck hatten sich nie über die Geschichte ihres Dorfes Gedanken gemacht. Daran änderte sich auch nichts mit dem aufkommenden Alpentourismus, dem Hotel »Alpblick« und den Liftanlagen, die den Berghängen ein Aussehen gaben, als hätte ein Chirurg sie notdürftig zusammengeflickt. Auch in den Archiven in Sonthofen oder Hindelang wurde das Dorf nicht erwähnt. Es war so, als wäre es einfach durch die Geschichte gefallen. So suchte man in Hintereck vergeblich nach Tafeln mit historischen Daten, die dem Fremden das Bewusstsein einflüsternten, dass er sich an einem Ort befand, der auch schon vor ein paar Hundert Jahren ein Ort gewesen war.

Alice war erstaunt, dass die Menschen in Hintereck nie darüber nachdachten, ob ihr Leben anders aussähe, wenn sie nicht in Hintereck geboren wären. Andererseits konnte sie sich nicht vorstellen, wie die Hintereckler wären, wenn sie nicht in Hintereck, sondern in Paris oder Chicago leben würden. Als sie zehn Jahre alt war, las Alice Gullivers Reisen und fand, dass es ungesund war, immer im selben Ort zu leben. Der Himmel ist überall blau, und die Menschen sind überall abscheulich, meinte ihr Vater, wenn sie mit ihren Reise- und Umzugsplänen kam. Alice hatte eine Nacht über der Antwort ihres Vaters geschlafen und ihm dann am Frühstückstisch ihre Gedanken eröffnet. Ihr Vater schlürfte seinen Kaffee und hielt seinen Kopf in der Allgäuer Zeitung versenkt.

»Kann ich etwas fragen?«

Ihr Vater blickte hinter seiner Zeitung hervor. Ihre Frage war völlig unnütz. Klar, aber sie diente auch nur dazu, um die Aufmerksamkeit ihres Vaters zu haben. Er hatte sein müdes Lächeln aufgesetzt, das er jeden Morgen zeigte und das erst nach der zweiten Tasse verschwand.

»Es ist nicht richtig, dass der Himmel überall blau ist.«
 »Das ist keine Frage.«
 »Das stimmt. Ich stelle infrage, was du mir gesagt hast.«
 »Was habe ich denn gesagt?«
 »Na, dass der Himmel überall blau ist und die Menschen überall abscheulich sind.«
 »Das sagt man halt so. Verdammt, Sonthofen steigt dieses Jahr wieder nicht auf. Diese Grantler.« Er wollte sich wieder der Zeitung widmen. Die Sportseite war ihm vor Dienstantritt wichtiger.
 »Heißt das, dass es nicht stimmt?«
 »Nein, nur dass man dies so sagt, wenn jemand glaubt, dass es woanders immer besser ist.«
 »Wenn man aber nie woanders war – wie konnte man dann sicher sein, dass es nicht stimmt?«
 »Was nicht stimmt?« Ihr Vater klang genervt und schenkte sich Kaffee nach.
 »Na, dass es eben woanders wirklich besser ist.«
 »Fräulein Schlaumeier, das musst du erst einmal beweisen.«
 »Dazu muss ich aber erst woanders leben, um es beweisen zu können.«
 »Musst du eigentlich immer widersprechen? Das ist anstrengend.«
 »Ich weiß, ich bin anstrengend, und Amalia ist die brave Tochter.«
 »Ihr seid beide brav. Ich liebe euch beide. Nur Amalia quält mich nicht dauernd mit sinnlosen Fragen.«
 »Sie hat auch gar keine Zeit«, schrie Alice gereizt über so viel Missachtung. Wie konnte ihr Vater nur den Sportteil dieses lausigen Alpenblattes ihren Überlegungen vorziehen? »Sie ist ja von früh bis spät damit beschäftigt, ihre Wimpern anzumalen und ihre Pickel zuzukleistern.«
 »Hör auf, über deine Schwester zu lästern. Wenn du sechzehn bist, dann machst du das auch.«
 »Woher willst du wissen, was ich mit sechzehn mache. Außerdem ...«
 »Was außerdem?« Ihr Vater hatte sein überlegenes Grinsen aufgesetzt – über die heimliche Freude, Alice auf die Palme gebracht zu haben.

»Außerdem ist die Analogie mit dem Himmel völlig idiotisch.« Das Wort »Analogie« hatte sie extra in Großvaters vierzigbändiger Brockhaus-Enzyklopädie nachgeschlagen.

»Analogie ... Da wirft jemand mit Fremdwörtern um sich. Es ist aber nicht bestreitbar, dass der Himmel überall blau ist, oder?«

»Schon, aber du könntest genauso sagen, dass Wasser bei 100 Grad kocht oder der menschliche Körper normalerweise 36,8 Grad Temperatur hat. All das stimmt, hat aber nichts damit zu tun, dass die Bewohner in einem anderen Land Kühe anbeten, anstatt sie zu essen, oder dass Menschen sich gegenseitig aufessen. Dein Vergleich ist ... völlig daneben.«

Ihr Vater hatte seine Uniform schon angezogen. Er legte den Gürtel mit seiner Dienstwaffe an und trank – wie jeden Morgen – den letzten Schluck Kaffee im Stehen.

»Viel Spaß in der Schule.«

»Viel Spaß beim Verbrecher-Jagen.«

»Ich jage keine Verbrecher, sondern Parksünder, die vor Weihnachten im Parkverbot stehen.«

»Letzter Schultag«, rief Amalia aus dem Bad, das sie seit gut einer halben Stunde besetzt hielt.

Alice warf sich ihren warmen Mantel um die Schultern. Heute gab es keinen Unterricht mehr. In den ersten zwei Stunden schauten sie einen Film an. Wahrscheinlich wieder einer dieser langweiligen Filme mit Jugendfreigabe, die ihr Lehrer ausgesucht hatte. Sie machte sich auf den Weg. Danach das Weihnachtssingen mit dem Pfarrer, der auch gleichzeitig Religionslehrer war.

Durch Hintereck führte eine Straße, die Talstraße hieß. Von dieser zweigten sich antennenartig Wege ab, die alle am Berghang endeten oder wieder auf die Talstraße führten. Der einzige Platz im Dorf war der Kirchplatz. Auf ihm stand das einzige Denkmal. Ein vermooster Stein mit gravierten Namen der Kriegstoten. *Den Toten zur Erinnerung, den Lebenden zur Mahnung*. Jedes Jahr legte dort der Hindelanger Verein zur Kriegsdenkmalpflege einen Kranz nieder, der dann ein Jahr Zeit hatte zu verrotten. Ebenso wie die Blumen vor dem hölzernen Straßenkreuz, das in der letzten Kurve vor Hintereck verwitterte. Jedes Jahr lagen dort Rosen unter dem namenlosen Kreuz.

DIE ZEIT

ZEIT WISSEN Krimi-Analyse
von Tobias Hürter

Alice, die Protagonistin des Thrillers *Die Eistoten* von Christian Buder, ist ein ungewöhnliches Mädchen. Ihre Frisur ist ihr egal, Jungs ebenso, sie liest Bücher anstatt WhatsApp-Nachrichten – und vor allem redet sie mit einem toten Philosophen: Als sie eines Abends in ihr Zimmer kommt, erwartet sie dort Ludwig Wittgenstein.

Wenn ein Romanautor ein junges Mädchen Alice nennt, dann bringt er damit unweigerlich Lewis Carrolls *Alice im Wunderland* ins Spiel. Carroll, der mit echtem Namen Charles Dodgson hieß, war Mathematiker, und er versuchte in seinem weltberühmten Kinderbuch, die Logik der Sprache auf spielerische Weise zu zeigen. Zum Beispiel trifft Alice die Grinsekatze, deren Grinsen sich verselbstständig und im Raum bleibt, während die Katze selbst bereits verschwunden ist. Unsere Sprache verführt uns zu der Annahme, es gebe ein Ding namens »Grinsen«. In Alices' Wunderland gibt es so etwas tatsächlich, nicht aber in der Welt, in der wir leben – und nicht in der Welt der Romanfigur Alice, die es mit der unheimlichen Mordserie der »Eistoten« zu tun hat. Ihr Sinn für Philosophie hilft ihr, die Ausreden und Lügen zu durchschauen, mit denen die Erwachsenen versuchen, die Morde wegzuerklären oder zu vertuschen. Auf den ersten Blick wirkt sie etwas verrückt. Ihr Vater will sie sogar in psychologische Behandlung geben. Auf den zweiten Blick sieht sie die Welt klarer und unverstellter als die vermeintlich so vernünftigen Erwachsenen.

Ihre Marotte, mit toten Philosophen zu reden, ist eigentlich gar nicht so verrückt. Wenn man das Werk eines Philosophen liest, lernt man nicht nur eine Theorie kennen, sondern auch einen Menschen. Man kommt ins Gespräch mit ihm. Das unterscheidet die Philosophie von den Naturwissenschaften. Es geht um Fragen des Lebens, des Menschseins. »Wenn man einen Menschen versteht«, sagt der englische Wittgenstein-Biograf Ray Monk, »dann versteht man auch besser, was er zu sagen hat.« Gerade bei Philosophen sind Person und Werk untrennbar miteinander verbunden, und bei Wittgenstein ist der Zusammenhang zwischen Leben und Werk besonders wichtig.